

Mitgefühl ist leider nicht für alle da

Im Hirn statt im Herzen entscheidet sich, ob wir Angehörigen anderer Menschengruppen helfen wollen – die Neuropsychologie der Empathie habe ernste soziale Folgen, sagt die Forscherin Grit Hein.

Wenn Vertrauen zerstört wird, reagiert unser Gehirn. Es wäre also jetzt, da der Entrüstungssturm um die Zugangsregelungen bei der Essener Tafel für Bedürftige allmählich abflaut, interessant zu untersuchen, wie sich die Empathie derer, die direkt oder indirekt am Streit beteiligt waren, gegenüber bestimmten Gruppen verändert hat. Anders formuliert: Wer schenkt eigentlich zukünftig noch wem sein Mitgefühl, wer entzieht es wem? Wie viel Empathie mag der an den öffentlichen Pranger gestellte Vereinsvorsitzende der Essener Tafel, Jörg Sartor, der nach eigener Aussage sein ganzes Leben lang die SPD gewählt hat, jetzt noch für die SPD aufbringen? Oder: Wie ist es um das Mitgefühl einer alleinerziehenden Mutter für Zugewanderte bestellt, die sich im Verteilungskampf um einen Laib Brot von Migranten verdrängt gefühlt hat? Und umgekehrt? Oder nehmen wir einen ganz normalen Zeitungsleser: Wie groß wird dessen Empathie nach den bisweilen hysterischen Schlagzeilen noch sein für Menschen, die hilflos um Hilfe rufen? Höchstwahrscheinlich würde man feststellen, dass die Empathie auf allen Seiten dramatisch gesunken ist.

Warum? Weil „Empathie immer einen Nährboden aus Sicherheit und Vertrauen braucht“, sagt die Neuropsychologin Grit Hein, die an der Universität Würzburg lehrt. Wer Angst hat, zu kurz zu kommen, sei es nun bei der Vergabe von Nahrungsmitteln oder billigem Wohnraum, der wird sich jedenfalls keine Empathie leisten können, der wird vermutlich angsterfüllt auf alles Unvertraute blicken, sich in sein Ingroup-Denken zu rückziehen und Mauern errichten. Würde man so jemanden in einen Kernspintomographen legen, könnte man seine Ängste bildlich sehen. Grit Hein war federführend an einer in Zürich durchgeführten Studie beteiligt, die herausfinden wollte, ob positive Erfahrungen mit Fremden die Empathie erhöhen können und wie viele von diesen positiven Erfahrungen für einen nachweisbaren Effekt tatsächlich benötigt werden. Den nach Herkunft in „Eigengruppe“ und „Fremdgruppe“ aufgeteilten Probanden wurden schmerzhafte Reize an der Hand zugefügt. Sie machten allerdings die Erfahrung, dass jemand aus der eigenen oder aus der Fremdgruppe Geld bezahlte, um ihnen den Schmerz zu ersparen. Zu Beginn der Studie zeigten die im Kernspintomographen liegenden Probanden schwächere Hirnaktivitäten, wenn einem Fremdgruppenmitglied Schmerzen zugefügt wurden. Empathischer reagierten sie bei den eigenen Leuten. Doch schon nach wenigen guten Erfahrungen mit einer Person der Fremdgruppe wendete sich das Blatt.

Überraschend ist, „dass positive Erfahrungen auch neuronal die Empathie für die Fremdgruppe erhöhen“. Und: „Diese Empathie gilt nicht allein der Person, die einem den Gefallen getan hat, sondern auch anderen Personen derselben Gruppe“, sagt Grit Hein. Die erhöhte empathische Hirnreaktion für die Fremdgruppe werde durch ein neuronales Lernsignal getrieben, das durch die überraschend positiven Erfahrungen mit einem Fremden entstehe. Das heißt nicht, dass Integrations-skeptiker mit Überfremdungsängsten

oder Geflüchtete, die ihre deutschen Nachbarn argwöhnisch beäugen, von heute auf morgen ihr Weltbild auf den Kopf stellen. Empathie ist kein Allheilmittel, sondern nur eine mögliche Motivation für prosoziales Handeln. „Ich kann auch aus ganz anderen Gründen helfen, zum Beispiel, weil es der sozialen Norm entspricht – oder aus egoistischen Motiven, weil ich eine Belohnung erwarte“, sagt Grit Hein.

Geschmälert werden die Ergebnisse der Studie dadurch nicht. Sie zeigen etwas sehr Wichtiges: wie wenig Engagement im Grunde nötig ist, um jene Offenheit gegenüber dem Fremden zu fördern, ohne die es weder ein respektvolles Miteinander noch ein Verständnis für die Lebenswelt anderer geben kann. Und sie zeigen auch, wie fatal die Debatte um die Essener Tafel mit all dem empörten Getwitter, den Diffamierungen und Beschimpfungen für so etwas wie ein Wir-Gefühl ist.

Vorurteile mögen politisch nicht korrekt sein. Nur ändert das nichts an der Tatsache, „dass jeder Mensch sie hat, dass es Vorbehalte gegenüber allem Unbekannten gibt, auch bei jenen, die von sich selbst behaupten, sie seien weltläufig, liberal und tolerant“, sagt Grit Hein. Diese Ängste seien schlicht ein basaler biologischer Mechanismus, den man bereits bei fremdelnden und sich abgrenzenden Kleinkindern beobachten könne. Doch wir sind unseren Ängsten nicht ausgeliefert, im Gegenteil. „Wir können sie überlernen.“ Das beste Empathie-Training aber scheitert, wenn es auf ein Klima des Misstrauens und der Unsicherheit trifft. „Mangel an Empathie in einer Gesellschaft sagt in erster Linie etwas über die Gesellschaft und erst in zweiter Linie etwas über den Menschen aus.“ Menschen seien besonders dann empathisch, wenn es vom sozialen und gesellschaftlichen Umfeld ermöglicht und gefördert werde.

Die Flüchtlingspolitik der Bundesregierung tut allerdings, vorsichtig formuliert, eher wenig, um Begegnungsräume zu schaffen und einen Ängste und Vorurteile überschreibenden Lernprozess überhaupt erst in Gang zu bringen. Man könnte sogar sagen, dass sie ihn mancherorts sogar verhindert, zum Beispiel in Bamberg, wo derzeit in einer ehemaligen amerikanischen Kaserne etwa 1300 Geflüchtete zusammengepfercht auf engstem Raum leben, abgeschirmt vom Rest der Bevölkerung hinter Zäunen und Stacheldraht. Das Bamberger Modell gilt in Unionskreisen als vorbildlich, besonders unter Effizienzgesichtspunkten. Bürokratisch betrachtet, mag das zutreffen: Auf dem Gelände ist das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge vertreten, ebenso das Sozialamt sowie die Ausländerbehörde – der bayerische Innenminister Joachim Herrmann lobte die daraus resultierende Verfahrensbeschleunigung. Zwischenmenschlich betrachtet, ist ein solches „Transitzentrum“ wie in Bamberg allerdings Nährboden für Misstrauen. Das Ombudsteam der Stadt warnte kürzlich in einer Pressemitteilung vor ähnlichen Massenunterkünften für Flüchtlinge. Die Asylbewerber würden isoliert, der Kontakt zu Einheimischen erschwert, wodurch die Akzeptanz der Bevölkerung gegenüber geflüchteten Menschen sinke. Was einem der gesunde Menschenverstand sagt, ist neuronal nachweisbar: „Ergebnisse wie die der Züricher Studie zeigen eindeutig, dass Gettoisierung falsch ist“, sagt Grit Hein. Stattdessen müssten gezielt Kontakte aufgebaut werden, von beiden Seiten.

Das alles ist seit langem bekannt, wurde unzählige Male eindrücklich beschrieben und kritisiert. Deshalb sei es ja so wunderbarlich, sagt Grit Hein, die eben auch durch die Brille der Wissenschaftlerin auf dieses Land schaut, dass für die Stärkung des Wir-Gefühls von politischer Seite im Moment relativ wenig getan werde. Es ist schon paradox, dass in Essen jetzt ausge-rechnet der Streit um einen Ort, an dem täglich Empathie bewiesen wird, derart aus dem Ruder gelaufen ist, dass am Ende neben den knappen Ressourcen auch das Mitgefühl ganz neu verteilt werden wird – wer davon am meisten profitiert, lässt sich leicht ausmalen. MELANIE MÜHL



Widerständige, weil die Form wahrende Minimal Art: Judith Hopfs „Hand 4“ von 2017 aus Ziegeln und Zement Foto Frank Sperling

Liebe in Zeiten der Kohl-Ära

Formgewitzt: Eine Schau der Bildhauerin Judith Hopf in den Berliner Kunstwerken

Die aus Ton geformten ausgebreiteten Arme zu Beginn der Ausstellung von Judith Hopf in den Berliner Kunstwerken nimmt man gerne als einladende Geste an. Die Künstlerin dringt mit ihnen im Wortsinn subkutan, „unter die Haut“, in die Architektur der alten Fabrikgebäude aus dem neunzehnten Jahrhundert und in deren Geschichte ein, indem sie die Arme in der Wand verankert. Zugleich werden die beiden menschlichen Gliedmaßen dadurch zu anthropomorphen Teilen der Architektur; diese wird menschenförmiger. Raum, Räumliches und Wahrnehmung im – manchmal auch zu erzwingenden – Wandel ziehen sich als *basso continuo* durch die Schau. Seit 2008 an der Frankfurter Dabielsschule Bildende Kunst lehrt, dabei nonchalant. Ihre Skulpturen sind meist mit malerischen Effekten versehen, und auch zwei Filme gibt es in der Ausstellung. Gemeinsam scheint ihren Arbeiten, dass sie ihre Beobachtungen der Umwelt immer „gegenständlich“-widerständig formulieren, weil eben zuallererst: „räumlich“.

Im Zentrum des großen Saals der Kunstwerke steht ein gereckter Zeigefinger. Fest gemauert auf der Erde ist seine Form aus Lehm gebrannt. Genauer: Im Anfang war die Mauer. Denn der einhalb Meter hohe Zeigefinger war ursprünglich eine solche, akkurat aus Ziegelsteinen gefügt und staunenswert glatt zu den Konturen einer Hand abgeschliffen. Hopf hatte also sehr wohl die Absicht, eine Mauer zu bauen, gerade in Berlin als der Stadt, in der sie seit 25 Jahren lebt. Was zuerst wie ein schnell verpuffender Witz anmutet, steckt voller Anspielungen, denn die Bildgeschichte des erhobenen Fingers in der Kunst ist lang und reich. Jeder Besucher Roms kennt den marmornen Riesenzeigefinger Kaiser Konstantins, der auf dem Kapitöl wie eine immerwährende Mahnung an die inkommensurable Autorität des Altertums steht. Und tatsächlich hat der Schweizer Künstler Johann Heinrich Füssli sich um 1780, am Höhepunkt des Klassizismus, mit einer entweder von Ironie triefenden oder trotzigen gemeinten Zeichnung gegen die verbindliche Antike in Gestalt des drohenden Zeigefingers gewandt: „Der Künstler verzweifeln angesichts der Größe der antiken Trümmer“. Auf dem Blatt überragt der monumentale Finger Konstantins des Großen die Personifikation der Kunst, die zu seinen Füßen kauert und trauert.

Neben der gemauerten kolossalen Hand steht etwas abseits eine weitere, die aus Hohlziegeln gefräst ist. Die gesamte Oberfläche ist dadurch aufgerissen, die noch darin befindlichen Mörtelreste könnten auch Sehnen sein. Im Vergleich zu der glatt gemauerten Hand erscheint sie wie eine abgenagte Zombi-hand. Zusätzlich liegen in der großen

Halle akkurat gemauerte Kugeln und Birnen umher. Dieses Obst war und ist in Deutschland aufgeladen, diente die Birne doch als vegetables Pseudonym eines Kanzlers, der durch die lähmende Lethargie seiner nicht enden wollenden Regierungsära ganze Scharen von Jugendlichen in die Politisierung getrieben hat. So auch Judith Hopf, die, 1969 in Karlsruhe unweit von Helmut Kohls Heimat geboren, ihre Liebe zur Kunst als Kompensation der Kohl-Ära entdeckte und Kunst in Bremen studierte.

Anscheinend zufällig im Raum verstreut wirkt das Ensemble, als habe ein riesenhafter Maurermeister die Bildelemente eines Gemäldes von De Chirico mit viel Liebe nachgebaut. Blickt man inmitten der Ausstellungshalle stehend zurück, sieht man die freigelegten Ziegel-



Verformt: „Laptop Men“ Foto Sperling

peifer des Kunstwerke-Altbaus, die an ihren Seiten von weißen Putzflächen gerades eingefasst und gerahmt werden, wie die Mauer-Skulpturen von den hellen Mörtelschichten und -linien bestimmt sind. Es würde daher kaum verwundern, spielte die ebenso formbewusste wie gescheite Künstlerin zusätzlich mit dem Wortursprung von „Form“ selbst: dem lateinischen Begriff für Ziegelstein, „forma“.

Dass sich beim genauen Hinsehen im Kern der Dinge etwas Anderes, Ungeohntes erkennen lässt, zeigen auch Hopfs an den Wandpfeilern und auf dem Boden lümmelnde „Laptop Men“. Aus gewalztem Stahl gebogen und im Profil auf die Konturlinien reduziert, widmen sich die Laptopskulpturen den verschwimmenden Grenzen zwischen menschlichem Körper und technischem Gerät, da ihre Arme in aufgeklappten Laptops enden. Ihr gesamter Körper ver-

biegt sich im Stehen so, dass er das Laptop zur längst möglichen Arbeitsdauer ermächtigt: Teleologisch dient in dieser pervertierten Darwinschen Entwicklungsreihe der Mensch nur noch als etwas besserer Laptophalter. Die Prothesen-These ist freilich nicht neu. Hopf aber brennt uns mit diesen stählernen Strichmännchen die realiter längst vollzogene körperliche Verschmelzung der neuen Generation von „Digital natives“ mit ihren technischen Geräten überdeutlich ins Auge, sie findet gültige Bilder dafür: die meisten orthopädischen Schäden in dieser Generation stammen vom ungesunden Abknicken des Kopfes hin zum Monitor, wie es die teils zu Würmern verkrümmten Hopfschen Maschinenmenschen geradezu physisch schmerzhaft zeigen. Der handyduertippende Daumenknochen ist bei der Jugend bereits anatomisch größer geworden. Der Mensch verschmilzt mit der Technik, die Körperform folgt dem Gerät, *form follows junction*, sozusagen.

Dass die Künstlerin durchaus gewillt ist, mit Guerilla-Taktiken die Verhältnisse zu verändern, erweist ihr Kurzfilm „OUT“ von 2018, den sie unter einer halben, von der Hallendecke hängenden Zelt-Kaaba aus schwarzem Stoff zeigt. Inmitten trister Kreuzberger Bauten steht dort im Zentrum die Architektur-ikone des Amerikaners John Hejduk: Er gab dem Haus nach der alten Gepflogenheit gesichtsähnlicher Fassadengestaltungen mit den auffälligen grünen Stahlbalkonen und Sonnenschutzvisieren einen lustigen Mund und Augen. Zusätzlich heben in Hopfs Film Füße den Bau plötzlich an und lassen ihn wie Bernd das Brot tapsig dieser unwirtlichen Gegend entfliehen.

Unsere gewohnten geisttötenden Häuser, schreibt Hopf im Reader zu ihrer Ausstellung, „funktionierten weitgehend automatisch. Sie wiederholten einfach das Vergangene, ohne es als Vergangenes zu begreifen.“ Das fasst die Künstlerin im Ausstellungstitel in das Bild der „Stepping Stairs“ – wie in einem Albtraum droht der vergebliche Versuch, Rolltreppen hinaufzusteigen, die permanent nach unten laufen. Als optimistischer Silberstreif scheint nur ein verlebendiges Gebäude der Tristesse und dem beschriebenen rasenden Stillstand entgegen zu sein: Die Fassade der Kunstwerke gegenüber dem Eingang weist seit neuestem mit blauen Verdachungen ein Gesicht wie Hejduks Haus auf. Beunruhigend nur, dass diese Fassade mit der quietschgelben Haartolle und der gebleckten Zunge einem amtierenden amerikanischen Präsidenten ähnelt. Schon wieder ein Politiker, gegen den als Antidot im Grunde nur die Mittel von Kunst und Kultur helfen.

STEFAN TRINKS

Stepping Stairs – Judith Hopf. KW Institute for Contemporary Art, Berlin; bis 15. April. Die zur Ausstellung erschienene Publikation „Judith Hopf. A Reader“ kostet 15 Euro.

Verzeihlich

Zum Internationalen Frauentag, an dem man in Russland seit langem die Vertreter des schönen Geschlechts mit Blumen und Konfekt über mangelnde Karrierechancen und über Plackereien mit labilen, gewaltbereiten Männern hinwegtröstet, wird im Zeichen von #MeToo wieder zum Kampf für Gleichberechtigung aufgerufen. Den Anstoß gab eine dreiste Belästigung der BBC-Korrespondentin Farida Rustamowa durch den Duma-Deputierten Leonid Sluzki. Als Rustamowa voriges Jahr den das außenpolitische Komitee leitenden Sluzki nach dem Moskau-Besuch der Front-National-Vorsitzenden Marine Le Pen fragte, schlug dieser ihr vor, statt für die BBC lieber für ihn zu arbeiten und seine Geliebte zu werden. Sluzki, der der nationalistischen Partei des für seine rabiaten Übergriffe auf Frauen berichtigten Wladimir Schirinowski angehört, drängte sich an Rustamowa und fuhr ihr mit der Hand über den Unterbauch. Auch die Journalistinnen Jekaterina Kotrikadse und Darja Schuk, die für die kritischen Fernsehsender RTVI und Doschd arbeiten, hatten sich über Belästigungen durch Sluzki beklagt. Der witzelte auf Facebook zunächst selbstbewusst gegenüber neidischen Parlamentskollegen, er könne ihnen die eine oder andere hübsche Journalistin „abgeben“. Und als der Duma-Vorsitzende Wjatscheslaw Wolodin den Parlamentsreporterinnen zum Frauentag gratulierte, empfahl er ihnen, sich, sollten ihnen die Arbeitsbedingungen in der Duma nicht zusagen, eine andere Arbeit zu suchen. Das brachte vor allem Oppositionelle in Rage. Die Journalistin und Präsidentschaftskandidatin Xenija Sobtschak rief in ihrer Grußadresse an die Frauen dazu auf, gegen eine russische Weinstein-Figur wie Sluzki zu Felde zu ziehen. Der Korruptionsjäger Alexej Nawalny rechnete vor, dass Sluzki, der sich schon fast zwanzig Jahre als Duma-Abgeordneter vom russischen Steuerzahler aushalten lasse, nicht nur ein Belästiger, sondern auch ein Ganove sei. Der Abgeordnete, der dem Gesetz nach von seinem Gehalt leben muss, besitzt, so hat Nawalny herausgefunden, Autos der Marke Bentley und Mercedes, mit denen er, wie Polizeiakten belegen, ständig die Verkehrsregeln verletze, außerdem ein in seiner Steuererklärung nicht deklariertes Grundstück an der Moskauer Millionärstraße Rubljowka. Aus Solidarität mit den Journalistinnen hat Nawalny deswegen einen Antrag vor die Duma gebracht, Sluzki seine Politikervollmachten wegzunehmen. Die Journalistin Maria Baronowa forderte die Männer vor allem der älteren Generation auf, an diesem Feiertag Frauen anzurufen, deren Karrieren sie geschadet hätten, und sich dafür zu entschuldigen. Präsident Putin, der in zehn Tagen zur Wiederwahl antritt, versuchte den Spieß noch einmal herumdrehen. In seiner Grußadresse an alle Russinnen lobte er mit wächsernen ausdrucksloser Miene deren Schönheit, Zärtlichkeit und Herzen, vor allem aber die Fähigkeit, innig zu verzeihen. kho

Literaturbeilage der F.A.Z.

Den Auftakt unserer morgen erscheinenden Frühjahrsliteraturbeilage bestreitet die rumänische Literatur: in Person ihres beliebtesten Schriftstellers, des 1912 gestorbenen Ion Luca Caragiale. Anlässlich des Gastlandauftritts von Rumänien auf der diesjährigen Leipziger Buchmesse hat der Guggolz-Verlag eine umfassende Auswahl seiner Kurzprosa übersetzen lassen, und Caragiale erweist sich darin als literarischer Avantgardist höchsten Grades. Danach folgt junge amerikanische Literatur von Jesmyn Ward und Jacqueline Woodson neben den großen Erzählerinnen Joan Didion und Flannery O'Connor, deren Blicke auf ihr Land ergänzt werden von dem der deutschen Schriftstellerin Felicitas Hoppe, die auch durch die Vereinigten Staaten gereist ist. Deutschsprachige Literatur ist auch mit Georg Klein, Susanne Röckel, Peter Härtling, Norbert Gstrein, Friedrich Christian Delius, Klaus Modick und Alice Schmidt vertreten, ehe Romane des ukrainischen Autors Serhij Zhadan und der mexikanischen Schriftstellerin Guadalupe Nettel das Bild abrunden. Die Hörspiel-Adaption von Ford Madox Ford's „Das Ende der Paraden“ wird besprochen, außerdem Kinder- und Jugendbücher, unter anderen von Alex Wheatle und Diann Touchelle.

In den Sachbüchern erläutert Robin Lane Fox die Kunst des Gärtnerns, während Anna Lowenhaupt Tsing den seltenen Wegen eines Pilzes folgt und Stefano Mancuso die Klugheit der Pflanzen preist. Adam Alter warnt vor dem Suchtpotential digitaler Helfer, Bernhard Pörsken macht sich Gedanken über Erregung im Netz, und Nina Verheyen verfolgt die Geschichte des Begriffs der Leistung. Außerdem nimmt Christina von Hohenberg 1968 in den Blick, porträtiert Helmut Lethen vier Anpassungskünstler in dunkler Zeit und beschreibt Federico Varese nüchtern die Mafia. Den Schluss machen wie immer politische Bücher. F.A.Z.